

zu vergrößern, weshalb zeigt man nicht die Vergehen, die Schuldigen an, zieht sie vor Gericht, weshalb greift man zu außerordentlichen Mitteln, wie das Untersuchungsgericht zu Mainz, welches dennoch nach den letzten halbamtlichen Erläuterungen des Oesterreichischen Beobachters nicht untersuchen soll, nicht richten soll? — Das heißt also seine Unregelmäßigkeit und seine Nutzlosigkeit eingestehen."

„Man unterwirft unsere Universitäten der despotischen Herrschaft eines an Ort und Stelle befindlichen Bevollmächtigten mit so unbeschränkter Gewalt, daß er sich selbst seine Unfähigkeit, sie auszuüben, eingestehen muß; man unterwirft seiner Aufsicht die Studenten wie die Professoren, man beraubt beide einer Unabhängigkeit, die jenen für die Entwicklung ihres Charakters und das Suchen der Wahrheit nothwendig ist; man schafft die väterliche Gerichtsbarkeit des academischen Senates ab, um an deren Stelle die rohe und trockene Verfahrensart eines Richtsmannes zu setzen, und alle diese Aenderungen in den wissenschaftlichen Einrichtungen gehen vor sich, die zahlreichen Classen der Gelehrten und der Jünglinge werden der Herrschaft der Verordnungen unterworfen, weil es theils schuldige, theils unvorsichtige oder überspannte Menschen giebt; man strafe die einen, führe die andern zurück, und schließe die unheilbaren aus und mache sie unschädlich.“ So kräftig und frei spricht sich Stein nach rechts und links, nach oben und unten aus. Wir werden nunmehr sehen, wie der ehrwürdige Greis noch einmal zum politischen Handeln berufen ward.

Neuntes Capitel.

Stein in den Jahren seiner letzten politischen Thätigkeit.

Wir finden Stein im August 1826 nach Kappenberg zurückgekehrt, wo er sich für den ersten westphälischen Landtag zu rüsten hatte. Durch eine königliche Cabinetsordre war ihm eine Virilstimme für seine Besitzungen Kappenberg und Scheda zugesagt. Auf der Wahlversammlung zu Dortmund ward er gewählt. Bald darauf ernannte ihn der König zum Landtagsmarschall. Stein hatte sich ernst auf den Landtag gerüstet und die Geschäftsordnung vorher entworfen. Am 29. October ward er nach vorhergegangenem Gottesdienste in dem königlichen Schlosse zu Münster durch den Landtags-Commissär, den Oberpräsidenten von Vincke, eröffnet. Dieser sprach unter Anderem sein Vertrauen auf die Würde, Weisheit und Einigkeit der Versammlung aus; dafür bürgte ihm seine nähere Bekanntschaft der meisten einzelnen Abgeordneten und die Wahl des Landtagsmarschalls, „des ehrwürdigen Mannes, welcher, kein Eingeborener dieser Provinz, was noch mehr gilt, durch innere Anhänglichkeit, durch Achtung und Liebe für ihre Bewohner aus freier Wahl der Ihrigen geworden ist, aus dessen früherer zwanzigjähriger amtlichen Wirksamkeit in dieser Provinz so manche gemeinnützige Einrichtungen noch jetzt wohlthätig fortwirken, die allgemeine Liebe und Verehrung ihm fest begründen und den höchsten Beweis des Vertrauens verdienen, welchen des Königs Majestät in dessen Berufung zur allgemeinen Freude bewiesen haben.“ Nachdem Vincke Stein die Propositionen übergeben hatte, erwiederte dieser: „Die erste Pflicht, wozu uns der gegenwärtige Augenblick auffordert, ist, Seiner Majestät dem König den allerunterthänigsten Dank darzubringen für das

bleibende Pfand Ihrer landesväterlichen Fürsorge und Vertrauens, so Sie uns gaben durch die Bildung von Provinzialständen, einer Einrichtung, die seit den frühesten Zeiten in andern Formen in Westphalen bestand, durch die Fremdherrschaft zerstört und mit Sehnsucht als dringendes Bedürfnis allgemein zurückgewünscht wurde.

„Wir alle erinnern uns des Bestehens der alten ständischen Verfassungen, und dankbar müssen wir es erkennen, daß sie die verschiedenen Regierungen, die diese Provinzen verwalteten, mit Treue und Einsicht unterstützten, und daß unter ihrer Mitwirkung und oft auf ihre Veranlassung manche gemeinnützige Anstalten in das Leben traten, die zum Theil noch wohlthätig bestehen.

„Diese alten, im öffentlichen Leben tief eingewurzelten Institute vernichtete die Fremdherrschaft; an ihre Stelle setzte sie eine in Alles eingreifende, Alles willkürlich umformende Verfassung, und schmerzhaft fühlte der Eingeseffene das Zerstören des Alten, das Drückende des Neuen, um so schmerzhafter, da er nach seinem ersten, tiefen Gemüth, seiner ruhigen Besonnenheit, seinem frommen Sinn mehr als jeder andere mir bekannte deutsche Volksstamm der alten Sitte treu bleibt.

„Bei einem solchen Gang der früheren Erscheinungen, bei einer solchen Sehnsucht nach dem Alten, in seinem wahren Elemente Besseren, konnten Seine Majestät der König den Bewohnern dieser Länder kein größeres Geschenk machen, als das einer Verfassung, die das Recht, vorbereitend zu Rathe gezogen zu werden und Beschwerden oder Wünsche vorzutragen, giebt, und aus der sich die wohlthätigsten Folgen mit der Zeit entwickeln werden.

„Sie wird binden, bilden, heben, sie wird die Gemüther vereinen, indem sie alle nach einem Ziele streben, der Verherrlichung des Vaterlandes; sie wird den Geist zu ernster, edler Beschäftigung reifen, verhindern, daß er nicht in Müßiggang, in Genüssen der Sinnlichkeit und kindischer Eitelkeit oder in eigennütziger Beschäftigung untergehe; sie wird dem Einzelnen

ein Gefühl seines Werthes geben, indem sie seine edleren und besseren Kräfte in Anspruch nimmt.

Dieses sind die wohlthätigen Folgen, die unter göttlichem Segen aus der uns gegebenen und sich entwickelnden Verfassung hervorgehen werden, die wir aus den Händen unseres edlen, tapfern, frommen Monarchen empfangen, und deren Geschenk uns neue Verpflichtungen zur innigsten Dankbarkeit und zur unerschütterlichen Treue auflegt. Des göttlichen Segens, der Gnade unseres Königs, des Beifalls unserer Mitbürger wollen wir durch Reinheit der Gesinnungen und ernste Anstrengung uns suchen würdig zu machen, und unsere Arbeiten beginnen, bei denen wir die Unterstützung unseres Herrn Landtags-Commissarius erwarten dürfen, der durch seine unermüdete Thätigkeit, seine gründliche und mannichfaltige Kenntniß und sein für jedes Edle und Schöne empfängliches Gemüth die gegründetesten Ansprüche auf unsere höchste Achtung und unbedingtes Vertrauen hat.“

Anträge und Eingaben waren in Menge da. Es galt, die tüchtigen Abgeordneten in Ausschüssen in angestrengte Thätigkeit zu setzen, die untüchtigen unschädlich zu machen. Sein Ernst und seine sittliche Würde beherrschte die Masse. Ein Abgeordneter, der Wirth, bei welchem Stein in Unna einzufahren pflegte, fragte ihn, was er nun zu thun habe? „Sich hinsetzen und hören, was klügere Männer sagen“, war die Antwort, was dem geschwägigen Wirth sehr sauer ward. Derselbe überreichte ihm eines Tages eine an ihn gelangte lange Petition über Stahl. Stein nimmt sie, beginnt zu lesen und fragt: „Was ist Stahl? Wozu braucht man Stahl?“ Der Abgeordnete: „ich weiß nicht!“ Da reißt Stein die Bittschrift mitten durch mit den Worten: „Künftig überreichen Sie mir nur Petitionen über Dinge, die Sie verstehen!“ Nach diesen Vorgängen fürchtete der Wirth, öffentlich von ihm getadelt zu werden. Als Bodenschwingh dieses erwähnte, erwiederte Stein: „Der arme Teufel glaubt wohl, daß ich Zeit hätte, über ihn ein Wort zu verlieren; meinetwegen mag er dort ewig sitzen, wenn er nur ruhig ist.“

Der Landtag sollte seine Ansicht über eine einzuführende Städteordnung aussprechen. Die französische Gewaltherrschaft hatte die alten Ordnungen in Westphalen vernichtet und noch immer bestanden Einrichtungen, welche die Gemeinden einer selbständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten beraubten und dagegen eine solche festsetzten, die mit großer Kostspieligkeit die Nachtheile jener centralisirenden, unlebendigen, bevormundeten Beamten- und Schreiberwirthschaft verband. Der König beabsichtigte, auch in Westphalen die preussische Städteordnung vom 19. Novbr. 1808, die unter Stein's Verwaltung entstanden war, einzuführen, und übergab dieselbe mit einigen Verbesserungsanträgen der Ministerien, die auf eine langjährige Erfahrung und auf die Aeußerung der Landtage in den östlichen Provinzen sich gründeten, dem westphälischen Landtag zur Berathung. Stein warf sich mit allem Eifer auf diesen Gegenstand. Er schrieb seine Gedanken nieder und verhandelte brieflich mit Kunth und Stadtrath Knoblauch in Berlin, mit Niebuhr in Bonn. Er hielt an den Grundzügen seiner Städteordnung fest und in Bezug auf Verbesserungen, welche die Zeit als nothwendig hinstellte, suchte er Rath, besonders in den Verfassungen von Hamburg, Bremen und Lübeck. So kam die Sache sehr wohl vorbereitet auf den Landtag, und die Ergebnisse der Berathungen waren befriedigend. Niebuhr behauptete in seinem Gutachten unter Anderm, der Verwaltung der einzelnen Gemeinde, auch in einer größeren Stadt, müsse die Leitung des höheren gelehrten Unterrichts entzogen werden. Die Obrigkeit einer Stadt, der die Besetzung der Lehrerstellen an einem Gymnasium zustehe, habe in Bezug hierauf eine abscheuliche Verkehrtheit der Gesinnung gezeigt. Es herrsche bei sonst sehr achtbaren Männern in städtischen Communen die Ansicht, was ein Bürger mit Nutzen lerne, sei Naturgeschichte (Affen und Käfer), Technologie u. s. w., geistige Ausbildung sei Posse. Stein erwiderte: „Es mag sein, daß der Berliner Magistrat bei Ausübung seines Patronatsrechtes über Gymnasien einen Mißgriff gethan, so beweist dies nur gegen die fehlerhaften Ansichten der zeitlichen Magistratsglieder,

und sind Könige und Fürsten, Staatsminister und Bürgermeister Menschen und

irren mannichfaltiglich.

„Ich gestehe, ich theile die Meinung des Nachener Magistrats, daß es in dieser und den andern großen Fabrikstädten wichtiger ist, für die jungen zum Handeln und Fabriksbetrieb bestimmten Männer tüchtige Realschulen, wie sie in Glasgow, Berlin, Breslau, Magdeburg bestehen, anzulegen, Unterricht in Mathematik, Physik, Chemie u. s. w., im Französischen, Englischen, Spanischen zu erlangen, als die Kenntnisse, die den zum Gelehrtenstande Bestimmten unentbehrlich sind.

„Wir haben in Westphalen der Gymnasien zu viel, Realschulen gar keine; dies fühlt Jeder und wünscht, daß seine Kinder nicht die Sippchaft der Antilopen, heulenden Affen und Fledermäuse, zu deren Unterjuchung kostbare Reisen nach Afrika und Brasilien vorgenommen worden, aber gemeinnützige naturhistorische, mathematische Kenntnisse erlangen.“

Die Grundsätze der Städteordnung wurden von dem Landtag in entsprechender Weise auf die Landgemeinden angewandt. Sehr gründliche Untersuchungen wurden über die verwickelteste Angelegenheit angestellt, den königl. Antrag, zur Beschleunigung der Katasterarbeiten für die Provinz eine Anleihe von 900,000 Rthlr. aufzunehmen. Auch hier war es des Landtags, sowie Stein's Bestreben, eine so wichtige Angelegenheit nicht in den Händen mit den örtlichen Zuständen unbekannter, gewinnlüchtiger Beamten zu lassen, sondern kundige, gewissenhafte Männer aus den Kreisen den von der Regierung Beauftragten beizugeben, und das Geschäft durch Vereinfachung weniger kostspielig zu machen. In der Berathung über die Ablösungsordnung und die Zusammensetzung der Kreisstände gingen die Grundsätze der ersten Stände einerseits und der städtischen und ländlichen Abgeordneten andererseits auseinander. Nachdem noch über zahlreiche andere Gegenstände, aus denen wir nur die Anmaßungen Hollands in Bezug auf die Rheinschiffahrt, die hohen Zölle benachbarter und ferner Staaten, die bessere Erziehung der

Juden und Beschränkung ihres Wuchers hervorheben, berathen worden war, ward der Landtag nach einer Dauer von 62 Tagen am 29. November geschlossen. Während seines Aufenthaltes in Münster ward Stein durch den Tod der Frau von Berg und seines Freundes Hövel sehr schmerzlich berührt.

Nach Kappenberg zurückgekehrt, widmete er die nächsten Wochen einer Darstellung der landständischen Verhandlungen für den König und die Ministerien. Seine Arbeit war durch Treue und Vollständigkeit in den Thatsachen, Geist und Reichhaltigkeit in der politischen Beurtheilung ausgezeichnet. Wincke, der in Bezug auf das Kataster von Stein durchaus abweichende Meinungen hatte, besuchte ihn. Stein theilte ihm seine Darstellung der Katasterangelegenheit vertraulich mit. Das gute Einvernehmen ward vorerst nicht gestört. Als Wincke hierauf brieflich Stein bat, er möge bei seiner bevorstehenden Anwesenheit in Berlin die Blicke von ihm abwenden, wenn man etwa dächte, ihn dort zum Minister zu machen, da er in keinem Falle nach Berlin gehen werde, so antwortete Stein: „Ich zweifle sehr, daß man sich gegen mich wegen Wiederbesetzung der Schuchmannschen Stelle äußern werde. Mir wäre für unsere Provinz Ihre Entfernung sehr leid — von mir will ich nichts erwähnen — werden Sie aber berufen, so folgen Sie, da es ohne Ihre Theilnahme geschieht, dem Rufe der Vorsehung. — In solchen verwickelten Verhältnissen, die der Mensch mit seiner Kurzsichtigkeit nicht zu durchschauen vermag, thut man am besten

Ihn lassen — warten:
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst —

wie der alte Paul Gerhard rath.

„Das Resultat meiner Lebenserfahrung ist die Ueberzeugung von der Kurzsichtigkeit der Menschen und der Leitung der Vorsehung; ihr folge man, berathe sich mit seinem Gewissen, und strebe, durch Herzensreinheit und Selbstverleugnung ihres Schutzes würdig zu werden.“

Den Winter brachte Stein in Kappenberg zu. Die Darstellung der landständischen Verhandlungen sandte er an den König und Kronprinzen. Sein Briefwechsel gewährte ihm Verkehr mit Personen und Kenntniß der Ereignisse. Görres schrieb ihm aus Straßburg um Verwendung in Berlin, damit er aus seiner halben Stellung herauskomme, zumal er Aussicht habe, anderwärts berufen zu werden. Stein reiste Ende März (1827) mit seiner Tochter Therese nach Berlin. Geächtet von Napoleon, flüchtig bei Nacht, allein, den Bann der eigenen Regierung auf der Ferse hatte er vor 18 Jahren die Stadt verlassen, einer finstern Zukunft entgegenzugehen. Ein ruhmgekrönter Greis an der Hand der blühenden, geliebten Tochter kehrte er nun zurück. Vieles, sehr Vieles hatte sich verändert, doch die Freundschaft Kunth's, Wilhelm von Humboldt's und seiner Frau, Gneisenau's, Eichhorn's, des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm war unverändert geblieben. Vom König und vom Kronprinzen ward er wohlwollend aufgenommen, doch kam es mit Ersterem nicht zur Unterredung über Geschäfte, die er übrigens mit den Ministern besprach. Ende Aprils ernannte ihn der König „zum Beweis seines ganz besondern Vertrauens“ zum Mitglied des Staatsraths. Mit großer Herzlichkeit begrüßte ihn die Prinzessin Luise Radziwill von Posen aus in einigen Zeilen, worauf Stein antwortete: „Mein hiesiger Aufenthalt hat für mich vieles Erfreuliche gehabt, das Wiedersehen alter bewährter Freunde, das bedeutende Fortschreiten der religiösen Sittlichkeit, der Wissenschaft, der Künste, die äußere Verschönerung der Stadt; alles dieses erhebt und beruhigt, und bewährt, daß in den Zeiten des Leidens, der Unterdrückung durch den Fremden, ein wohlthätiger, Früchte bringender Same gestreut worden ist — möge das neue Geschlecht ihn sorgfältig und als mit Blut theuer erkauft aufbewahren, und, daß es ihn pflege, in denen Kämpfen bewahren, die uns in der Zukunft erwarten — denn auch für sie verkündigt die Gegenwart manches Verhängnißvolle.“ Schön schrieb ihm aus Königsberg: „Oft, sehr oft stehen Sie vor mir, ich spreche mit Ihnen in Gedanken, und zuweilen ist die

Sehnsucht sehr groß, Sie auch nur ein paar Stunden sprechen zu können. Gott sei ferner mit Ihnen! Wie es in der Welt geht, wissen wir, und was Sie zu einzelnen Dingen sagen, sage ich mir selbst. Der ideelle Stoß vom Jahr 1808 bis 1815 war so groß, daß die materiellen Naturen nicht mitkommen konnten, sie wurden nur mitgerissen, und dies Mitgerissensein ist ärgerlich, und nun wird gezupft und gezupft, und die Zeit soll in allen Ländern zurück, aber der liebe Gott behält Recht und wird Recht behalten. Aber nach Marienburg sollten G. G. kommen, um dort zu beten. Das Stein'sche Wappen steht über den drei Granitpfeilern, und sehr Viele sehen es mit Freude. Gott erhalte G. G. noch lange!"

Die Rückreise machte Stein über Weimar, wo er auf Einladung des Großherzogs mehrere Tage blieb, Goethe sah, und durch ein glückliches Zusammentreffen in einem Gasthose mit Capodistria wohnte, der, gerade von den Griechen als Retter berufen, auf dem Wege nach St. Petersburg war. Für Kunth erwirkte Stein in Weimar den Falkenorden. Mit der Rückkehr nach Nassau entschied sich das Loos seiner jüngsten Tochter, indem sie ihrem Vetter, dem Grafen Kielmansegge, die Hand gab. Die Hochzeit ward auf den August festgesetzt. Er hatte die Freude, auch seine andern Kinder länger um sich zu sehen. Arndt kam zu Besuch und überreichte Stein eine Bittschrift an den König um Abwendung der Ungerechtigkeit, daß er, nach achtjähriger Verfolgung und Untersuchung für schuldlos erklärt, dennoch seine Stelle in Bonn verlieren und an einen andern Ort versetzt werden sollte. Stein schrieb an den Generaladjutanten des Königs, General von Wisleben: „Nehmen sich G. G. dieses braven und seit acht Jahren durch Mißtrauen und Dummheit bedrängten Mannes an; er bewährte sein Gott, dem König und dem Vaterlande treu ergebenes Gemüth durch Wort, That und Aufopferung zu einer Zeit, als mancher jetzt Einfluß habender zitterte oder kriechend hinlebte; seine Schriften haben auf den Geist sich aufopfernder Vaterlandsliebe, der sich in den Jahren der Fremdherrschaft im preußischen Staate so großartig

aussprach, belebend und stärkend gewürkt; gerieth dieser Geist bei jugendlichen Gemüthern auf Irrwege, so trifft ein großer Theil der Verantwortlichkeit die, so nach ihrer Stellung in der Hierarchie des Staates berufen waren, diesen Geist zu leiten, und auch Andere, die mit Hinterlist die unbesonnene Jugend umgarnten und ihr Fallen stellten.

„Und was soll man über die Gesinnungen der Einfluß habenden Personen sagen, wenn in Mainz ein Herr von Herrmann, ein Tyroler, der sein Vaterland verrieth, der in der Montgelas'schen Zeit in seiner Allemannia den preußischen Staat höhnte, an der Spitze der Untersuchungs-Commission steht, während der brave, treue, kräftige, geistvolle Arndt verunglimpft an Ehre, beeinträchtigt an Vermögen wird, und jener Glende unter seinen Richtern und Inquisitoren sitzt!“ Arndt durfte in Bonn bleiben: aber seine Einsetzung in alle seine Rechte ward dem König Friedrich Wilhelm IV. aufbehalten.

Um diese Zeit hatte sich in den Zeitungen das Gerücht verbreitet, Stein sei wiederum als Minister des Innern nach Berlin berufen und habe den Ruf angenommen. Der König Ludwig von Bayern schrieb ihm darüber freudig bewegt aus Brückenau. Was Deutschland Freiherrn von Stein (einem wahren Stein des Anstoßes für seinen Unterdrücker) verdanke, werde die Geschichte nach Jahrtausenden noch rühmen, er freue sich, ihn in Rom kennen gelernt zu haben, denn der Wiener Congreß sei eine babylonische Sprachverwirrung gewesen, der ihn dem fremd gelassen, dem sein Sinn so verwandt sei. Mit Capodistria correspondirte er, und der Briefwechsel mit Gagern besprach die griechische Erhebung lebhaft.

Die landständischen Verhandlungen hatten mittlerweile in Berlin durch einen Landtagsabschied eine vorläufige Erledigung gefunden, bei der die Stimme des Landtags zu wenig gehört worden war. Namentlich hatte Wincke in Berlin Stein's Vorstellungen zu schwächen gewußt, und das von dem Landtag getadelte Verfahren ward beibehalten. Stein tadelte Wincke in einem Briefe herb und bewies, daß er, wie er darin sagt, „nach-

Stein's Leben.

dem der Landtagsabschied so magere Resultate geliefert, doch nicht wie ein begoffener Kater den Schwanz zwischen die Beine nehmen und davon laufen, sondern tüchtig um sich beißen werde". Wincke verbot, „den so anmaßenden als rücksichtslosen Inhalt des Schreibens zu beantworten, die Achtung, welche er dem Verdienste eines sonst verehrten Mannes widme, auch wenn die Verfolgung einer fixen Idee ihn zu Verirrungen, Bitterkeit und Einseitigkeiten verleite". Er verzichtete auf die Fortsetzung schriftlicher Unterhaltung. Stein verfolgte die Katastersache weiter ohne Rücksicht auf den Erfolg, nach seinem Lieblingsgrundsatz: *Fais ce que dois, revienne que voudra*.

Im September kehrte er nach Rappenberg zurück, wo er ein Schreiben der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin vorfand. Sie hatte ihn auf Antrag der historisch-philosophischen Klasse zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt. Stein dankte in einem Briefe an den Secretär der Klasse, Schleiermacher, bescheiden sich keine Leistung für die Wissenschaft, sondern nur ein mittelbares Wirken zu ihrer Beförderung zuschreibend. Landwirthschaftliche Unternehmungen, Studiren und Lesen, die Angelegenheiten des Landes, die Sammlung der deutschen Geschichtsquellen, Briefwechsel gewährten Beschäftigung. Perz, von England über Paris kommend, besuchte ihn mit seiner Frau. Stein hatte einst, im Entzücken über Perz' Leistungen für die Geschichtsquellen, gesagt, wenn er heirathe, ziehe er einen schwarzen Rock an; jetzt lud er ihn herzlich ein, ihm seine Freundin zu bringen, die er in farbigem und nicht im schwarzem Rock empfangen werde. Er bereitete dem Ehepaar köstliche Tage. Zum Staatsrath nach Berlin, der die Städteordnung berathen sollte, ging er nicht, sondern schickte seine Ansicht brieflich an den Minister Schuckmann. Große Freude hatte er über das Zustandekommen des Zollvereins zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt. Mit Gagern blieb er in lebhaftem Briefwechsel. Er hatte ihm die Verhandlungen des westphälischen Landtags geschickt, in der Meinung, Gagern möge eine Besprechung derselben in der Allgemeinen Zeitung veranlassen. Sein Sohn Heinrich übernahm dieselbe. „Ich habe Ihnen ge-

sagt", schreibt dieser dem Vater, „daß ich bei der Lectüre des Stein'schen Comptes rendu weiter geführt wurde, als ich in jenem Artikel gehen durfte. Ganz die Schwingen einziehen — mich bloß an die Sache halten konnte ich nicht. Der preussische Reichstag spielt eine zu große Rolle in meinen politischen Phantasien, und ich meine immer, die Geschichtschreiber der Nachwelt würden von dem ersten preussischen Reichstage eine neue Zeitrechnung der deutschen Geschichte beginnen müssen. Wäre ich unabhängig, ich würde, vielleicht ohne mit der Censur in Collision zu kommen, diesen Phantasien mehr nachhängen oder wenigstens ihren Flügeln Freiheit geben. . . . Die einzigen vernünftigen Antriebe bestehen nämlich meines Erachtens darin, die Bewohner der kleineren teutschen Staaten mit der Krone Preußen und mit der Idee auszuföhnen, daß dieses Haus — might rule on Germany's soil. — Es ist dies selbst bei den Verständigeren nicht leicht; denn wo bei uns der Einfluß Preußens in officieller Weise kundbar wird, da ist es durch Kränkung und Anfeindung politischer Rechte und bürgerlicher Freiheiten, durch Demagogen-Riecherei und Alles, was abgeschmactt ist. . . . In dieser Weise hat Preußen in der öffentlichen Meinung sich sehr geschadet, und es kostet Mühe, durch so stinkenden Nebel hindurch die schöne Aussicht in Preußens Zukunft zu eröffnen, die für jeden Unbefangenen in einzelnen herrlichen Punkten jetzt schon hervortritt: — ein heldenreiches Fürstenhaus, ein ächter unabhängiger Adel, ein ruhmgekröntes Heer, Freiheit im Gebiet der Wissenschaft, herrliche Unterrichtsanstalten, und stets größere Verbreitung derselben, ein tüchtiges Volk, und ein vernünftiges Streben desselben nach bürgerlichen Freiheiten. In solchen Elementen bewegt man sich mit Vergnügen, Lust und Hoffnung."

Der alte Gagern kam im Frühjahr auf ein paar Tage nach Rappenberg. Er fand Stein düstern, niedergeschlagen, wechselnder Laune. Stein erklärte die Anklage über Laune sehr gegründet, ihren Befitzer strafe sie am meisten, und er leide nicht wenig daran, daß sie den Frohsinn und die innere Ruhe so häufig störe.

Er versäumte keine Zeit, sich schon auf den neuen Landtag zu rüsten. Wincke hatte die Regierung ersucht, ihn von dem Amte eines Landtags-Commissärs zu entbinden. Das Wohl des Vaterlandes erheischte eine Versöhnung Stein's mit Wincke. Sie ward versucht, besonders durch die Bemühungen des Erzbischofs von Köln, mit dem er fortwährend wegen der westphälischen politischen Verhältnisse Briefe wechselte. Stein nahm in der Sache nichts zurück, bedauerte aber, nicht mildere Ausdrücke gewählt zu haben. Es war Aussicht da, daß das Verhältniß wieder ein solches werden würde, daß es das Wirken für des Landes Wohl nicht gefährde.

Nach einem zehnmonatlichen, fast immer einsamen Aufenthalt in Rappenberg beschloß Stein, für die Sommermonate (1828) alle Geschäfte abzuschütteln und im Wiedersehen seiner Freunde, die er zu besuchen gedachte, sich zu erquicken. Fünf Tage brachte er bei seiner Schwester, der Aebtissin in Homberg, zu, und dann ging es über Eisenach, Leipzig, Görlitz nach Schlessien, Er erreichte Buchwald am 21. Juli. In dem Hause der Frau Gräfin Reden, in welchem er in den Tagen der Aechtung, auf der Flucht nach Böhmen, so treue Liebe gefunden hatte, „in diesem Hause des Friedens“, in welchem der Athem frommen Glaubens und werththätiger Liebe wehte, war es ihm innig wohl. Er las unter Anderm den Dunallan. Er empfand die Seligkeit des innern, von der Welt unabhängigen Friedens. Das Schmiedberger Thal schloß für ihn viel Schönes in sich. Eine Stunde von Buchwald wohnten in Fischbach seine Freunde, der Prinz und die Prinzessin Wilhelm, nahe dabei, in Ruhberg, Prinzessin Luise von Preußen mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Anton Radziwill, und nur eine Meile entfernt lag Erdmannsdorf, Gneisenau's Landgut. Von diesem erhielt er bald einen Brief. Sein Schwiegersohn, Scharnhorst's Sohn, der Major von Scharnhorst, war im Begriffe, nach Griechenland abzureisen, um den Präsidenten Capodistria seine militärischen Kenntnisse, große Kriegserfahrung und seinen Arm anzubieten. Stein gab gern

den gewünschten Empfehlungsbrief an Capodistria. Reichlich beglückt durch das Wiedersehen seiner Freunde, die, wie einst in den Tagen des Kampfes und Glends, ihm jetzt, in der Zeit des Friedens und häuslichen Glücks, Liebe und Treue bewahrten, ging er am 20. August nach Prag zu der gräßlich Sternberg'schen Familie, dann über Carlsbad, wo er der Großfürstin Marie, Großherzogin von Weimar, seine Ehrfurcht bezeugte, nach Thurnau zu seiner Tochter. Die waldigen Berge waren hier seine Lust, und die Lebendigkeit der vielen in den Bergen rasch plätschernden kleinen Bäche erfreute ihn. „Das sind Bäche, wie sie sein müssen“, sagte er zu Graf Dieck; fragt man einen davon: Wo wollt ihr hin? so rufen sie: Wir haben keine Zeit! Wir haben keine Zeit!“ Von Thurnau aus besuchte er dann seine Schwägerin, die Gräfin Rottenhan in Merzbach bei Coburg, war am 18. in Frankfurt und kam nach einem vergeblichen Versuch, Gagern in Hornau zu finden, am 19. September in Nassau an, wo es in den Herbsttagen stiller war als zur Badezeit, und wo er ungestört seine Geschäfte betreiben, die Bäder gebrauchen und an der Natur sich erfreuen konnte.

Der zweite westphälische Landtag nahte heran. Es gelang den Bemühungen der Freunde Stein's und Wincke's, das gute Vernehmen nun völlig herzustellen. Wincke blieb Landtags-Commissär, Stein ward wieder zum Marschall ernannt. Am 23. October war er in Rappenberg angekommen. Die Prinzessin Wilhelm sandte ihm, zur Erinnerung an die schönen Tage im friedberger Thal, ein von ihr gesticktes Schreibbuch mit einem herzlichen Briefe. Stein antwortete an dem Tage seiner Abreise für den westphälischen Landtag: „Das Andenken an die glücklichen am Fuße der Schneefoppe zugebrachten Tage begleitete mich auf meiner Zurückreise und ist mir in meiner Einsamkeit ungestört gegenwärtig. Nichts übertrifft an Vollkommenheit das Bild des auf innern Frieden, religiösen Sinn, geistige Bildung gegründeten Familienglücks der Besitzer von Fischbach; möge es lange wohlthätig, Heil verbreitend auf Alle, die mit ihnen in Beziehung stehen, ungetrübt fort dauern, unter dem

Schutze der göttlichen Vorsehung, die dieses Glück erhalten wird, da sie es sorgfältig und väterlich gründete.

„Der gegenwärtige Abschnitt des Lebens, in den Prinz Adalbert eintritt“ (er ging nach Berlin, um von Saß zur Confirmation vorbereitet zu werden), „ist für sein religiöses sittliches Wesen von der höchsten Wichtigkeit, er ist durch seine frühere Erziehung und durch die Gesinnungen und Gefühle, die sie in ihm erweckt und befestigt, vorbereitet, um den Ernst und die folgenreiche Bedeutendheit der Handlung, die er vorzunehmen beabsichtigt, zu erkennen und zu würdigen, und sie wird gewiß segensvoll und veredelnd für ihn sein.“

„War Lord Gower nicht über den inneren Zustand seines Vaterlands beunruhigt? Mir scheint die Lage Englands sehr bedenklich, eine Kirche, die anglikanische, die starr und drückend der anders denkenden Hälfte des Volkes gegenüber steht, deren Geistlichkeit größtentheils nicht residirt, das heißt von Ort ihres Berufs und um ihren Beruf unbekümmert lebt, ein Adel, der fast alles Grundeigenthum an sich gerissen und durch die Kornbill das Brod auf einen doppelt so hohen Preis treibt, als es bei uns gilt, eine Bevölkerung, die zur Hälfte in die Städte gedrängt ist und dadurch abhängig wird von allen Zufälligkeiten der Gewerbe, des Handels, daher dem drückendsten Mangel ausgesetzt ist; ein fortdauerndes Beharren in Ungerechtigkeit, gegen sechs Millionen katholische Irländer, deren Behandlung im 16. und 17. Jahrhundert beispiellose Scenen von Mord, Verfolgung, Raub, alle durch die Gesetzgebung — die Leben und Eigenthum schützen soll — begangen, darstellt; eine ungeheure Nationalschuld und an der Spitze der Regierung ein wassersüchtiger, durch sinnlichen Lebensgenuß erschöpfter König, ein kränklicher Nachfolger — und nach seinem nahen Abgang ein Kind — eine Minderjährigkeit.“

„Allem diesem steht schützend gegenüber der ernste, feste, besonnene Nationalcharakter, der mit dem öffentlichen politischen Leben vertraute Volksgeist, der sich da entwickeln kann, wo eine freie Verfassung, eine constitutionelle Monarchie die geistigen

und sittlichen Kräfte der Nation erweckt und kräftigt. Möchten wir doch auch bald eine solche Verfassung aus den Händen unseres väterlichen, frommen, hochherzigen Königs erhalten und ihre Wohlthaten genießen; durch sie werden wir die nöthige moralische Stärke erlangen, deren wir bedürfen, um die Kämpfe zu bestehen, die im Schooße der Zukunft vorhanden sind.“

Am 23. November ward der Landtag in Münster eröffnet. Nachdem Vincke geredet und Stein die Propositionen übergeben hatte, ergriff dieser das Wort. Wir heben aus seiner Rede heraus, was er über die Bedeutung landständischer Versammlungen sagte:

„Gewiß verdient das von unserm geliebten König gebildete Institut der ständischen Versammlungen den innigsten, ehrfurchtsvollsten Dank aller Preußen, da nicht die Schule allein, sondern Theilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen der sicherste Weg ist zur Vollendung der geistigen und sittlichen Entwicklung eines Volks. Sie entrückt den Menschen den engen Schranken der Selbstsucht, versetzt ihn in das edle Gebiet des Gesamtwohls, und an die Stelle des Strebens nach Genuß und Gewinnst, des starren Hinbrütens der Faulheit, des Versinkens in Gemeinheit, tritt ernste Anwendung des Geistes, Willens und Vermögens auf das dem Vaterlande Gemeinnützige und das wahrhaft Wissenswürdige, und es entwickelt sich durch selbständiges freisinniges Handeln bei den Einzelnen und der Gesamtheit eine Energie des Geistes und Willens, die eine reiche Quelle des Edlen und Großen ist.“

„Auch die Wissenschaft gewinnt durch politische Freiheit und Thätigkeit, bei deren Abwesenheit sie sich oft zu trocknen Untersuchungen oder leeren Träumen hinneigt, die der Religion und dem Staate leicht gefährlich werden können.“

„Die Ausbildung des von Liebe für König und Vaterland besetzten ständischen Instituts verlangt eine schonende, weise Behandlung, wird aber gestört durch starres Kleben am Mechanismus veralteter centralisirender Formen, durch leere Furcht vor revolutionären Gespenstern, die oft Feigheit hervorruft, Schlaueheit benützt.

„Wir dürfen vertrauensvoll einer schönen Zukunft entgegengehen, alle Hindernisse wird die Hand unsers weisen, frommen, hochherzigen Königs beseitigen, er wird mit kräftiger Hand und dem Segen des Gottes, der ihn in seinen Unternehmungen durch eine verhängnißvolle Zeit so wunderbar leitete, vollenden das Gebäude einer dem hohen Stande der Bildung seines Volkes angemessenen und dessen unerschütterliche Treue belohnenden politischen Ordnung, er wird der daraus für ihn und das Ganze entspringenden Segnungen sich viele Jahre erfreuen.“

Der Landtag verlief gut. Während seiner Dauer gründete Stein eine Gesellschaft zur Verbesserung der Gefangenen, zu deren Leitung viele sonst kastenartig geschiedene Elemente zusammentraten. Auch besuchte er die Hospitäler und sah da die Wirksamkeit der Barmherzigen Schwestern. „Sie besorgen die Kranken mit einer Ordnung“, schrieb er, „einer Reinlichkeit, einer bewundernswürdigen ausdauernden Sanftmuth, welche nur die Religion hervorbringen kann.“ Die Prinzess Luise, die ihm um diese Zeit schrieb, ermunterte er, auch in ihrer Gegend einen Verein zur religiös-sittlichen Besserung der Gefangenen zu veranlassen.

Die Verhandlungen des Landtags wirkten in einer ausführlichen Correspondenz noch fort. Stein verfaßte wieder eine Darstellung derselben. Eine der Ausfertigungen übersandte er an den Kronprinzen, indem er einige Betrachtungen hinzufügte.

Unter diesen Beschäftigungen erhielt er am 9. Februar die Einladung zum Staatsrath nach Berlin auf Mitte März, aber eine schwere Krankheit, ein vernachlässigtes Podagra, das sich auf die Brust geworfen, einen schmerzlichen Krampfhusten hervorgerufen und mit Lungenschlag zu enden drohte, hielt ihn von der Reise zurück. Drei Wochen mußte er schwer leiden, dann trat die Genesung ein, aber bei großer Schwäche. „Krankheit“, schrieb er damals, „lehrt Geduld, Ergebung in den väterlichen Willen Dessen, der sie uns sendet, löst vom Irdischen; Krankheit gehört zu den Erziehungsanstalten, die ganze Leben ausfüllen, also wollen wir sie mit Dank annehmen und nach ihrer Bestimmung benutzen.“

Der Frühling kam. Stein fühlte sich wohl, er säete, pflanzte, las und lud sich Freunde ein. „Sollten Sie mich auf Ostern mit Ihrem Besuch beehren“, schrieb er an dieselben, „so bitte ich, den Charfreitag auszunehmen, da ich diesen Tag zu Andachtsübungen benutze.“ Von Capodistria kam Nachricht, Scharnhorst sei bei ihm angekommen. Stein schickte den Brief an Gneisenau. Später empfiehlt er diesem Alexander Turgenieff, der um seines Bruders Nicolaus willen nach Berlin ging. „Kommen Sie hierher“, antwortete ihm Gneisenau von Berlin, „kommen Sie nach Schlesien, da finden sich viele Freunde, die sich an Ihrem Funkenprühenden Geiste freuen, wenn auch mancher etwas dadurch versengt wird. Ihr Gefühl für das Edle und Gute macht Profelyten, in dem einsamen Rappenberg geht Ihr Apostelberuf verloren. In Petersburg hat 1812 Ihr Predigen der Standhaftigkeit und Beharrlichkeit große Wirkung hervorgebracht. Die Gestaltung des heutigen Europa ist die Folge davon. Ihre Lehren können hier viel Nutzen schaffen.“

Auch Prinzessin Luise schrieb von ihrem Schmerze, statt der Nachricht von seiner Ankunft in Berlin die von seiner Krankheit empfangen zu haben. Sie bedauert, daß der Gründung eines Vereins zur religiös-sittlichen Verbesserung der Gefangenen, von dem die Rede sei, ein Hinderniß hauptsächlich entgegenstehe, nämlich der Mangel an wahrhaft christlichen Männern, die die Leitung eines solchen Vereins übernähmen. „Wenn es nicht aus der rechten Quelle entspringt, kann es nicht gedeihen — und das fehlt leider hier sehr. — Unsere evangelische Geistlichkeit ist das nicht, was sie sein sollte, und ohnerachtet des Königs guten Absichten sind hier viele Hindernisse: durch Mangel an Ernst und christlichem Sinn in den Leitenden und Rationalismus und Indifferentismus bei den Lehrern.“ Stein erwiederte und bedauerte, daß er die Reise nach Berlin nicht machen konnte: „Ich hätte sehr gewünscht, sie zu machen, um mit dem gegenwärtigen Stand der dort herrschenden Meinungen bekannt zu werden. War man vor mehreren Jahren in einem gewissen Grad dem Volksthum geneigt, so scheint man gegenwärtig ein

Ultra-Wesen und Absolutismus zu begünstigen — wenigstens nach den dort erscheinenden politischen Schriften zu urtheilen. Herr von Ancillon in seiner Vermittlung der Extreme will nur beratende Körper, eine Censur — leider berücksichtigt man den Rath der ersten wenig und die Censur tödtet alle öffentliche Untersuchung. Ein Herr von Lancizolle predigt den unbedingten Gehorsam gegen Tyrannen — man soll also sich von Don Miguel, von Jean le terrible fürchterlichen Andenkens, ruhig abschlächten lassen, und ein Herr K. v. K., d. h. Karl von Klemm, predigt die Lehren des Herrn von Haller und versichert, Preußen sei kein Staat, kein Volk, sondern nur ein Aggregat von Herrschaften, Grafschaften u. s. w., die der König als Landgüter besitze.

„Ich besorge, dieser Unsinn macht Eindruck und hat einen Rückgang statt eines Fortschreitens zur Folge.

„Nach meiner Ueberzeugung würkt öffentliches Leben mehr als Universitäten und Gymnasien, deren Nothwendigkeit ich anerkenne; auf die Vollendung der Erziehung eines Volks — die uns in Preußen unentbehrlich ist, damit moralische und intellectuelle Kraft die Unvollkommenheit des Materiellen ersetze.

„Die jüngere sich jetzt bildende Evangelische Geistlichkeit entfernt sich von dem Rationalismus, er ist zu trocken, zu unwürksam auf das religiöse Gefühl, er vermag nicht im Leben zu leiten, im Tod zu beruhigen und zu stärken.“

Nachdem Stein Anfangs Juni auf des Oberpräsidenten Auforderung noch einer Versammlung in Soest zur Gründung zweier Damenstifte beigewohnt hatte, reiste er über Kassel, Homberg, Ziegenberg nach Frankfurt. Von dort fuhr er zu Rath Schloffer in das wunderschön gelegene Kloster Neuburg bei Heidelberg, am Abend zurück; dann ward, nachdem die Besuche in Frankfurt gemacht waren, bei Gagern in Hornau übernachtet. In Nassau fand er die Nachricht von der nahen Ankunft seiner Töchter und ihrer Männer. Bald waren die Familien vereinigt. Er gebrauchte wieder seine Emser Badekur. Den Erzbischof in Köln ersuchte er von hier aus, ihm aus einem in Nassau ge-

wachsenen Cedernstamm durch seinen Tischler einen Schreibtisch machen zu lassen; seiner Schwester schickte er eine Kiste Bücher nach Homberg zum Lesen im Winter, für Fräulein von Gilsa eine Bibel und die Nibelungen in der Hoffnung, „sie werde die erstere mit Ernst und Liebe täglich lesen und ihren Inhalt sich aneignen.“ Gagern machte einen Besuch in Nassau, und der Briefwechsel zwischen ihm und Stein ward lebhaft geführt.

Am 24. September trennten sich die Familien. Stein fuhr über Coblenz, wo er von dem General von Borstell zu Tische geladen ward. Er fand, wie Perg erzählt, bei dem General den Oberpräsidenten von Ingersleben und andere angesehenere Männer aus Stadt und Gegend; als er sich vor der Tafel mit ihnen unterhielt, stellte ihm der General den Archivrath Grafen Reisach vor, der auf Betrieb des Oberpräsidenten von Wincke längere Zeit bei dem Mindener Archiv beschäftigt und dann bei dem Coblenzer Archiv angestellt war. Stein sah das kleine Männchen an, betrachtete es von unten bis oben und erinnerte sich anfänglich seiner nicht; plötzlich erkannte er seinen ehemaligen Untergebenen, den Landescommissär in der Lausitz, und fuhr ihn an: „Sie sind kein Graf Reisach! Wie können Sie sich unterstellen, mir unter die Augen zu kommen? Scheren Sie sich nach Bayern und reinigen sich erst von Ihrer Spitzbüberei!“ Reisach erwiderte: Excellenz werden verzeihen, Seine Königliche Majestät haben mich hier als Oberarchivar angestellt! „Das ist mir Alles einerlei; wäre ich König, ich hätte Sie in Ketten und Banden werfen lassen!“ Und zum General gewandt sagte er: „Herr General, mit diesem Menschen kann ich nicht in einem Zimmer sein. Der oder ich, Einer muß hinaus!“ worauf der Gast sich aus der Gesellschaft entfernte. Stein erzählte dann dem General, wie Reisach in Folge der gegen ihn in Bayern wegen großer Unterschlagungen geführten Untersuchung im Jahre 1820 durch ein Urtheil cassirt, seines Adels verlustig und jeder Anstellung in Bayern für unfähig erklärt sei; dieses Urtheil habe er damals nach Berlin geschickt, und sei ihm von einer Restitution des Grafen nichts bekannt, am wenigsten aber

habe er vermuthen können, sich hier in Gesellschaft eines an seiner Ehre so geächteten Mannes zu befinden. Es war gegen diese Züchtigung, welche in der Rheinprovinz namentlich allgemeinen Beifall fand und die Bewunderung von Stein's Charakter erhöhte, nichts auszurichten. Unter der Oberpräsidentschaft Bodenschwingh's, der mit einem so niederträchtigen Beamten sich weigerte länger in Geschäftsverbindung zu bleiben, fiel er, trotz dem Schutze, den die Wittgenstein und Schoppe ihm hatten angedeihen lassen.

Ueber Köln, wo Stein den Erzbischof besuchte, langte er im Winterquartier zu Rappenberg an. Am 27. October ging er nach Münster zur Berathung über die Gründung des Fräuleinstifts. Er besuchte da den General von Horn. Wenige Tage darauf war der Held entschlafen. Stein schrieb an Gneisenau damit dieser sich für die vermögenslose Wittwe verwende. Der Wittwe sandte er einen Trostbrief und ermunterte sie, auf Den zu vertrauen, „der denen, die mit Thränen säen, eine Ernte mit Freuden verspricht.“ Gneisenau antwortete in seiner frischen geistvollen Weise. Er rühmte die Thaten Horn's, die er wie kein anderer beurtheilen konnte, und schließt: „Daß Sie sich auf Ihrer westphälischen Burg so ganz absperren und ein einsames Leben führen, kann ich nicht billigen, und Ihre literarischen Beschäftigungen sind mir dafür keine Rechtfertigung. Sie könnten selbige, und wohl wegen vorhandener großer Hülfsmittel bequemer in Berlin treiben, und man könnte wohl die Preisfrage stellen, was verdienstlicher sei, auf seine Zeitgenossen in beflügelter Rede wohlthätig zu wirken und das jetzige Geschlecht erziehen zu helfen, oder aus seltenen Urkunden die ältere Geschichte fragmentarisch herstellen zu wollen. Zu Ersterm sind Sie wohl wie Keiner befähigt, und das Andere können Sie dabei nebenher noch immer betreiben.“ Stein wußte sich wegen des Vorwurfs, daß er nicht nach Berlin gehe, zu rechtfertigen. Er zeigte durch eine Erinnerung an die Personen und Meinungen, die seit dem Kriege dort herrschten, daß man ihn nicht brauchen könne. „Ich würde meine Meinung ohne Schonung aussprechen,

alle Parteien, Aristokraten Bureaukraten, Liberale beleidigen, reizen, alle würden mir als einem alten Schwäger den Rücken kehren, und so hätte weder ich noch die Sache einigen Gewinn.“

Am 27. Nov. starb Stein's Freund Kunth. So sehr hatte ihn die Krankheit niedergedrückt, daß er die werthvollsten Briefe, die er noch kurz vorher als seinen einstigen Nekrolog bezeichnet hatte, aus Besorgniß, Jemand zu verletzen, verbrennen ließ. Auch Stein's Briefwechsel, nach Alexander von Humboldt's Erinnerung vier- bis fünfhundert Briefe, wurde den Flammen übergeben. Stein sicherte der Wittve über seine Lebensjahre hinaus eine Pension.

In der ersten Hälfte des Novembers erhielt Stein den achten Band von Bourrienne's Memoiren und ward durch eine Stelle derselben in große Entrüstung versetzt. Der ehrwürdige greise deutsche Mann war genöthigt, in seinen letzten Lebensjahren noch seinen unbefleckten Namen vor Befleckung durch französische Leichtfertigkeit zu schützen. Bourrienne erzählte die Geschichte des jungen sächsischen Edelmanns von der Sahl. Dieser hatte im Jahre 1811, um Deutschland aus französischer Knechtschaft zu befreien, beschlossen, Napoleon zu erschließen, ward jedoch in Paris auf Betrieb seiner Familie verhaftet, von Bourrienne verhört und, um Aufsehn zu vermeiden, nicht hingerichtet, sondern in's Gefängniß geworfen, wo man ihn drei Jahre lang auf alle Weise mürbe zu machen und zu falschen Angaben über Mitgenossen seines Vorhabens zu bestimmen suchte. Durch die erste Einnahme von Paris befreit, kehrte er nach Deutschland zurück, saßte aber bei Napoleon's Rückkehr von der Insel Elba seinen früheren Plan wieder auf und erschien zu diesem Zweck mit einem Viertelpfund Knallsilber versehen in Paris; ein Fall auf der Straße verursachte die Entzündung des Knallsilbers; er ward furchtbar verstümmelt und fiel Fouché's Polizei in die Hände, welche, vor dem schlimmen Eindruck dieses Versuchs auf Napoleon's Leben besorgt, die Sache gegen die Feinde wendete und die Lüge erfand, Sahl sei durch die Theilung Sachsens zum Widersacher Preußens geworden, habe, um sich

an ihnen zu rächen und nach Paris zu gelanden, dem Fürsten Hardenberg die Absicht, Napoleon zu ermorden, entdeckt, sei von ihm belobt und an Blücher gewiesen, auch von Stein aufgefordert, den bayerischen Minister Grafen Montgelas zu vergiften — über welches Betragen Stein's Fürst Metternich sehr erschrocken und unwillig geschienen —, dann aber nach Paris gereist und habe alle Geheimnisse der Preußen dem französischen Kriegsminister verrathen. Bourrienne schloß seine Erzählung mit den Worten: „Ich entscheide nichts, nur halte ich mich verpflichtet, Zweifel zu erheben gegen Anklagen solcher Art, gerichtet gegen zwei preußische Minister, von welchen der Fürst von Wittgenstein, ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes, mir, während meines Aufenthaltes in Hamburg, jederzeit in den ehrenhaftesten Ausdrücken gesprochen hatte. — Und liegt es nicht in einer Möglichkeit, die wenigstens gleiche Wahrscheinlichkeitsgründe für sich hat, daß die hinterlistige Polizei der hundert Tage zu einem ihrer vertrauten Mittel Zuflucht genommen habe, um Verachtung auf ihre Feinde zu gießen und die Entrüstung gegen sie zu lenken? Es sind dies, ich wiederhole es, Fragen, die ich aufwerfe, ohne mir die Beantwortung einer von ihnen zu erlauben.“ Die leichtsinnige Unentschiedenheit in einer Sache, die leicht geschichtlich festzustellen war, wodurch in einem Werke, das in der ganzen Welt gelesen und zum Theil als Geschichtsquelle angesehen ward, ehrenwerthe, deutsche Männer verunglimpft wurden, entrüstete Stein. Er glaubte, es sich, den Seinigen und seinen Freunden schuldig zu sein, der Lüge eines Mannes, der, selbst an Sittlichkeit und Vermögen bankerott, mit solcher Leichtfertigkeit von ehrwürdigen Männern sprach, in Memoiren, die seinen Gläubigern verkauft waren und darum möglichst lang werden mußten, zu widersprechen. „Wäre ich jünger“, schrieb er an Gagern, „so verbände ich mit dem schriftlichen Widerspruche den thätigen der Hundepeitsche.“ Er schrieb eine Antwort an Bourrienne für die deutschen und französischen Zeitungen, deren Einrücken in die letzteren doch sehr verzögert ward. Der Minister Anstetten

in Frankfurt, der höchlich entrüstet war, sandte sie an den Kaiser Nicolauä. Stein traf Fürsorge, daß die Antwort auch den deutschen Uebersetzungen der Memoiren einverleibt werde. Ein Verleger in Leipzig hatte schon in der Uebersetzung Stein's Namen weggelassen, um ihn nicht zu verunglimpfen. Stein bat jedoch, ihn zu drucken. Gagern bat den Fürsten Metternich um eine Erklärung; dieser sagte, er habe ein Individuum mit Namen Sahla weder persönlich gekannt, noch auch nur von einem solchen sprechen hören, niemals sei, auch unter einem andern Namen, bei ihm ein Individuum erschienen, das ausgesagt hätte, von Herrn von Stein einen Auftrag, wie den erwähnten, erhalten zu haben. Gagern ließ durch seinen Sohn, den verstorbenen General, die Actenstücke an Bourrienne mit der Aufforderung gelangen, sie in die folgenden Bände aufzunehmen. Bourrienne spielte den Verwunderten, Beleidigten: es könne eine solche Einrückung erst in der dritten Ausgabe geschehen, er wolle wissen, was man mehr von ihm verlange, er werde auf die lächerlichen und groben Injurien Stein's nicht antworten, er sei ja Stein's wärmster Lobredner gewesen, er glaube ja nicht, daß Sahla die Wahrheit ausgesagt. Stein hielt es für gut, den ganzen Handel in einer ausführlichen Darlegung vor die Deffentlichkeit zu bringen. Dies geschah unterm 17. Febr. 1830. Sein Aufsatz ward deutsch und französisch gedruckt und durch Zeitungen, buchhändlerischen und Privatverkehr verbreitet. Eine im 10. Band der Memoiren sich findende Stelle ward auch in diesem Aufsatz berührt: „Die Unterthanen des Königs von Preußen, — welche fast alle von den Grundsätzen der Freiheit und selbst von einigen Ideen des Carbonarismus durchdrungen waren, die durch Herrn von Stein und seine Adepten waren verbreitet und fortgepflanzt worden.“ Stein sagte hierzu: „Herr von Bourrienne meint etwas sehr Wichtiges und Treffendes gesagt zu haben und hat nur eine Erbärmlichkeit gesagt.“

„Die Unterthanen des Königs bewährten ihre Treue durch die Ströme Bluts, die sie in sechszehn (vom Jahre 1813 bis

1815) gelieferten Schlachten vergossen, um Napoleon niederzuwerfen. Nur allein das unter den Befehlen des Generals von York stehende, mit Einrechnung der allmählichen Verstärkungen 46,700 Mann starke Corps verlor vom Mai 1813 bis zum 31. März 1814 an Gebliebenen und schwer Verwundeten 19,000 Mann, an Kranken 12,700 Mann"... Dann eine Erwähnung der Beweise des Vertrauens, die ihm die verbündeten Mächte und der König von Preußen besonders gegeben. Und zum Schluß: „Dieses mag genug sein über Herrn von Bourrienne, seine Vergiftungen, seinen Carbonarismus: — es ist erbärmlich und zum Schel.“

In Frankreich bereitete sich damals die Revolution vor. Die deutsche Presse, durch die Censur gehindert, über die deutschen Verhältnisse offen zu sprechen, behandelte, namentlich im Rheinland, die französischen Angelegenheiten leidenschaftlich und sprach sich gegen die Regierung aus. Stein ließ sich durch nichts in seiner Ansicht über die Franzosen irre machen. In einem Briefe an einen Rechtsgelehrten in Coblenz, der auf die Tagesereignisse einging, sagte er: „..... Ueberhaupt lehrt die Geschichte, daß von den Franzosen nichts zu erwarten ist, wenn sie nicht mit dem eisernen Scepter Ludwig XI., des Cardinal de Richelieu, Napoleon's geführt werden. Sie sind die Nation, die in Beziehung auf Wissenschaften und durch Theilnahme an den großen Mitteln der Civilisation am wenigsten Achtung verdienen. Sie haben keine

Philosophie, vide Cousin, de l'histoire de la philosophie;

keine Dichtkunst, vide Voltaire und alle ihre neueren Kritiker;

keine Geschichte, denn die neueren Verbesserungen von Guizot, Thierry sind nur Anfänge.

„Ihnen verdanken wir keines der großen Mittel der Civilisation:

Buchdruckerei — den Deutschen;

Reformation — den Deutschen;

Entdeckung von Amerika — Italienern und Spaniern;
Civilisation von Amerika — den Engländern, Spaniern, Portugiesen;

Eröffnung großer Handelswege — den Portugiesen, Engländern, Holländern;

Civilisation von Rußland, — den großen Männern des Landes mit Hilfe deutscher Krieger, Staatsmänner, Gelehrten.

„Ihre Kriege waren nur störend und selbstsüchtig.

„Und welche Verdienste hatten sie um das linke Rheinufer? — Cede Napoleon, öffentliches Verfahren — gut, aber sie wandten das Bekannte auf eine unvollkommene Art an — in welchem Zustande hinterließen sie öffentliche Erziehung, wie mag man ihre elenden Lyceen mit deutschen Gymnasien und Universitäten vergleichen? Die Kirche? ausgeplündert.“

Das Jahr 1830 begann mit trüben Ausichten. Die Felder waren durch die Ungunst der Witterung sehr unvollständig bestellt worden und keine gute Ernte war zu erwarten. In Frankreich und den Niederlanden drohten Unruhen. Stein blieb ruhig auf Kappenberg, studirte, schrieb Briefe und betrieb die politischen und kirchlichen Angelegenheiten, letztere als ritterschaftlicher Beisitzer der Generalsynode der Grafschaft Mark. Anfangs Februar kehrte in Folge der längeren Kälte die vorjährige Krankheit zurück, doch in geringerer Stärke. Erst in der milderen Luft fand er Erholung, aber das Gefühl der Schwäche und des Alters blieb und löste ihn immer mehr vom Leben. „Es geht stark zur Neige“, schrieb er:

„Was ist der Tod?
Unser Freund, in allen Leiden
Unser Trost, in aller Noth
Unser Helfer, aller Freuden
Beste Hoffnung; jedes Joch
Wird von ihm uns abgenommen,
Und auf ewig!

Stein.“ ...

„Ich wünsche Ruhe und Entfernung vom Irdischen — dies ist keine Klage; wer darf klagen, wenn man die Größe des Stein's Leben.

menschlichen Glends nur einigermaßen kennen zu lernen die Gelegenheit hatte? — aber ich wünsche, daß die Bande, die mich noch halten, gänzlich gelöst werden und ich zu denen, die mir lieb waren und vorausgegangen sind, zurückkehren möge."

Aber die Feuerseele in dem alternden Leibe war noch lebendig. Als er aus einer Ohnmacht erwachte, waren seine ersten Worte: „Ach, wäre ich jung, so ging ich nach Griechenland!" Der griechische Freiheitskampf hatte von Anfang an seine ganze Theilnahme gehabt. Capodistria hatte sich, sobald er entschlossen war, der griechischen Sache sich zu widmen, mit Stein in Briefwechsel gesetzt. „Meine Aufgabe ist ohne Zweifel schwierig“, hatte Capodistria am 8. Aug. 1827 geschrieben. „Und wenn ich wage, sie zu übernehmen, so geschieht es im Bewußtsein meiner Pflichten, mit dem festen Willen, sie zu erfüllen, und in der Hoffnung, daß unser Herr in seiner Gerechtigkeit und seinem Erbarmen und die Großen der Erde in ihrem christlichen Wohlwollen mich nicht verlassen werden. . . . Das heißt für Sie, daß ich mit mir trage den Segen des russischen Kaisers und seines ganzen erhabenen Hauses, das heißt, daß ich Sie um Ihren Segen bitte. Sie werden, hoffe ich, mir ihn nicht verweigern, und ich zähle auf die unveränderliche Fortdauer Ihrer Freundschaft und ihres Schutzes — ich werde mich an die eine und an den andern wenden. Und Sie werden mich im Falle des Bedürfnisses mit Ihrem Rath und Ihrem großen Einfluß unterstützen.“ Stein antwortete ihm damals aus begeisterter Seele. Mit Gagern ward viel über Griechenland und Capodistria verhandelt. Gagern reiste dem Letzteren nach Paris und Brüssel nach, um ihm seine Gedanken mitzutheilen. Als die Schlacht bei Navarin geschlagen war, suchte Stein den Plan, Griechenland durch deutsche, namentlich preußische Officiere, deren er viele treffliche kannte, zu dienen, auszuführen. Der General von Lützow, der im Februar 1813 in dem überfüllten Breslau Stein sein Zimmer überlassen hatte, der Führer des berühmten Freicorps, „eine wahre Heldennatur, einfach, anspruchs-

los, allem Edlen offen und hingegeben“, eröffnete sich Stein. Er war geneigt, ein „wohl Disciplinirtes Corps“ zu bilden, „ein Corps, aus Fremden bestehend, welches mit dem Partekampf in Griechenland nichts zu thun und nur das Eine Interesse habe, die Regierung aufrecht zu erhalten und ihr Kraft zu geben“. Stein schrieb darüber an Capodistria, aber der Zeitpunkt schob sich immer weiter hinaus, in dem dieser bestimmte Antwort geben zu können hoffte. Später reiste, wie oben erwähnt ward, Major von Scharnhorst mit Stein's Empfehlung an Capodistria. Als dann zu Anfang 1830 England, Rußland und Frankreich dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg die Oberherrschaft in Griechenland angetragen hatten, da war es ebenso sehr seine Begeisterung für die Freiheit Griechenlands als sein durch und durch deutscher Sinn, der ihn trieb, sich an den Prinzen zu wenden.

„Die wissenschaftliche Erziehung“ (der Griechen), schreibt er unter Anderm, „kann nur an die französischen und englischen Formen und Literatur angeschlossen werden und von ihnen ausgehen, oder an die deutsche.“

„Die französischen Formen sind unzureichend; ihre Literatur, besonders die der Mitte des 18. Jahrhunderts, ist irreligiös und selbst atheistisch, rein selbstüchtig, sinnlich; ihre politische Literatur ist verwirrend, excentrisch, vom Parteigeist noch immer influencirt; beide beruhen nicht auf einer Wahrheit suchenden Philosophie, nicht auf gründlicher Philologie, nicht auf historischer Rechtskunde — alle Sätze, die ihre neueren Schriftsteller, als Cousin, Guizot, in den Cours de philosophie, Cours d'histoire, Revue française selbst eingestehen. Selbst in ihren bessern Zeitschriften spricht sich ein das Christenthum verachtender Geist aus (Globe), man sieht es als ein veraltetes, dem hohen, geistigen Stand des jetzigen Zeitalters unwürdiges Lehrgebäude an.“ Er ertheilt der englischen Literatur, mit Ausnahme Byron's, das Lob eines ernstern, religiösen Charakters, behauptet aber, daß Philosophie und Philologie hinter der deutschen zurückgeblieben, die älteren Universitäten Englands erstarrt seien.

Er macht den Schluß, daß man deutsche Cultur zur Grundlage der griechischen wählen müsse. „Dies könnte nur geschehen, indem man junge Griechen nach deutschen Universitäten, Gymnasien hinwies, wo sie nebst deutscher Gelehrsamkeit sich auch deutsche Besonnenheit, deutsche Treue, deutsche Sitteneinfalt aneignen würden, und daß man einige vorzüglichere deutsche Gelehrte und Pädagogen zu geeigneten Bestimmungen nach Griechenland beriefe.“ Er weist dann auf die deutsche Heerverfassung hin, wie sie durch Scharnhorst unter Mitwirkung von Gneisenau und Grolmann begründet ward, und empfiehlt Lützow's Antrag, „aus einem tapfern, treuen, kriegsgeübten Volke, das heißt aus Deutschen,“ ein die Regierung schützendes Corps zu bilden. Er glaubt, Rußland werde wohl damit zufrieden sein, wenn deutsche Cultur in Griechenland sich verbreite, da Peter der Große deutsche Cultur sich zum Vorbild gewählt und seitdem so viele Deutsche in Rußland auf allen Gebieten berühmt geworden. Er weist darauf hin, wie nichts Größtes in der Weltgeschichte von den Franzosen ausgegangen, vieles aber von den Deutschen, wie die Idee des Kaiserthums, die Buchdruckerei, die Reformation, die Grundideen der Staatsverfassungen, das Repräsentativsystem, Geschworene, Ideen, die der Franzose mit Blut besudelt und verzerrt habe. „Der Schatten des Herzogs Bernhard von Sachsen, den Richelieu verrieth, der wird mit Freude auf seinen Stammgenossen herabblicken, wenn er einen Fürsten seines Hauses die große Aufgabe der Wiedergeburt eines niedergedrückten Volkes mit deutschem Ernst, deutscher Frömmigkeit, Treue und Entfernung von aller Selbstsucht mit göttlichem Segen unternehmen und vollenden sieht.“

Leopold, der den Brief dankbar empfing, konnte den Antrag der Mächte nicht annehmen, weil ihm zu wenig Macht vergönnt ward. Stein war betrübt, hoffte aber auf den Schutz der göttlichen Vorsehung. „Wurde ja doch“, schrieb er, „die entscheidende Schlacht von Navarin untoward genannt!“

„Als Kaiser Alexander 1812 den Kampf mit Napoleon be-

gann, nahm er zum Wahlspruch: Confiance en Dieu, Courage, Perseverance, Union, und mit

„dem gläubigen Auge, das fest und kühn

„zum Himmel empor sich rafft,“

überließ er sich den Eingebungen seines hochherzigen, edlen Gemüths, und streckte den Riesen zu Boden.

„Die menschliche Vernunft vermag das Zunächstliegende zu erkennen, nicht das Dunkel entfernter Zukunft zu durchschauen; hier leitet Pflichtgefühl, Vertrauen auf Gott, Entfernung aller Selbstsucht.“

